

SILVESTERPREDIGT 2006
des Erzbischofs von München und Freising
Kardinal Friedrich Wetter
am 31. Dezember 2006 im Liebfrauentom

Die Medien halten in diesen Tagen Rückschau auf das verflossene Jahr 2006 und führen uns das Jahr nochmals vor Augen. Es ist erstaunlich, was in diesen zwölf Monaten alles geschehen ist.

Dabei machen wir wohl alle die Erfahrung: In der Rückschau verliert vieles seine Wichtigkeit. Das gilt auch für unser persönliches Leben.

Jeder blickt heute Abend zurück auf das, was er geschaffen hat, was er erleben durfte oder auch erleben musste. Vieles verblasst, anderes bleibt. Denken wir nur an die tiefen Wunden, die zum Jahresbeginn der Einsturz des Eisstadions in Bad Reichenhall mit dem Tod von 15 Menschen, zumeist Kindern, geschlagen hat. Solche Wunden heilen nicht in einem Jahr. Gewiss hat jeder auch Schönes erleben dürfen, was ihn lange, vielleicht für immer begleitet. Die Einweihung der Hauptsynagoge im November in München hat uns gezeigt, dass auch tiefe Wunden heilen können.

Ich erinnere nur an zwei große Ereignisse in unserem Land: im Sommer die Fußballweltmeisterschaft und im September der Besuch des Hl. Vaters in seiner bayerischen Heimat.

Beides waren Feste großer Freude. Bei der Fußballweltmeisterschaft war die Welt erstaunt, zu welcher Begeisterung wir Deutsche fähig sind. Dies hatten wir uns vorher selbst nicht zugetraut.

Der Besuch des Hl. Vaters war ein Fest besonderer herzlicher Freude: es war ein Fest des Glaubens, ein Fest der Freude an der Kirche, auch der Freude an unserer vom Christentum tief geprägten bayerischen Heimat.

Ich danke allen, die zum Gelingen dieses Besuches beigetragen haben. Das waren sehr viele. Sie alle haben schließlich beigetragen durch Ihre Mitfeier der Gottesdienste, durch Ihre Teilnahme an den Begegnungen mit dem Papst.

Der Besuch des Hl. Vaters 2006 war ein Geschenk für uns, ein Geschenk, das weiterwirken muss. Papst Benedikt wollte nicht nur seine Heimat wieder sehen, Orte besuchen, an denen er gelebt hat, die Menschen seiner Heimat, der er sich sehr verbunden weiß, wieder sehen. Das wollte er auch, aber er wollte mehr; er wollte uns etwas geben.

Das sagte er beim Abschied auf dem Münchner Flughafen: „Ich bin nach Deutschland, nach Bayern, gekommen, um meinen Landsleuten die immerwährenden Wahrheiten des Evangeliums als gegenwärtige Wahrheit und Kraft nahezubringen und die Gläubigen zu stärken in der Treue zu Christus, dem Sohn Gottes, der Mensch geworden ist zu unserem Heil.“

In all seinen Predigten und Ansprachen ging es um das eine große Anliegen, uns durch die Wahrheit des Evangeliums im Glauben und in unserer Treue zu Jesus Christus zu stärken.

Aus der Fülle seiner wegweisenden Worte will ich nur einige wenige herausgreifen.

Ein erstes betrifft die Familie. Das Thema Familie hat in Deutschland Hochkonjunktur. Politik, Wirtschaft und andere Verantwortliche in der Gesellschaft wetteifern, die Familie hochzuhalten und hochzupreisen. Die Motive für dieses Engagement, das gutzuheißen ist, sind freilich unterschiedlich. Neben finanziellen Problemen geht es meist darum, wie man Familie und Beruf miteinander verbinden kann. Nicht selten wird dabei das nach wie vor entscheidende Fundament der Familie, die Ehe zwischen Mann und Frau, ausgeblendet.

Unser Grundgesetz sagt: „Ehe und Familie stehen unter dem besonderen Schutz der staatlichen Gemeinschaft“ (Art. 6). Dass auch die Ehe zu schützen ist, scheint weithin vergessen zu sein. Doch von stabilen Ehen hängt die Stabilität der Familie ab. Die Ehe von Mann und Frau, aus der die Familie hervorst, ist das Grundmodell menschlicher Gemeinschaft. Daran darf nicht gerüttelt werden um unserer Zukunft willen.

Papst Benedikt zeigte bei der Vesper hier in der Frauenkirche einen besonderen, vielfach aus den Augen geratenen Weg, unsere Familien zu stärken. Hier an dieser Stelle wandte er sich in der Predigt an die Eltern. Es ging ihm dabei um die christliche Erziehung der Kinder. In diesem Zusammenhang stellte er uns ein Bild der Familie vor Augen, die Gott in ihrer Mitte weiß und daraus ihr Leben gestaltet.

Ich möchte Ihnen nochmals die Kernsätze unseres Papstes in Erinnerung rufen: „Bitte, geht mit Euren Kindern in die Kirche zur sonntäglichen Eucharistiefeyer. Ihr werdet sehen: Das ist keine verlorene Zeit, das hält die Familie richtig zusammen und gibt ihr ihren Mittelpunkt. Der Sonntag wird schöner, die ganze Woche wird schöner, wenn Ihr gemeinsam den Gottesdienst besucht. Und bitte, betet auch zu Hause miteinander: beim Essen, vor dem Schlafengehen. Das Beten führt uns nicht nur zu Gott, sondern auch zueinander. Es ist eine Kraft des Friedens und der Freude. Das Leben in der Familie wird festlicher und größer, wenn Gott dabei ist und seine Nähe im Gebet erlebt wird.“

Die sozialpolitischen Bemühungen sind gut und notwendig. In den Worten des Papstes aber geht es um etwas, das nicht durch menschliche Maßnahmen bewirkt werden kann und unbezahlbar ist: eine von Gott geschenkte Zusammengehörigkeit der Familie.

Ich bitte alle Eltern, sich diese Worte des Hl. Vaters zu Herzen zu nehmen. Sie werden erfahren: Der gemeinsame Gottesdienst am Sonntag, das gemeinsame Beten hält Ihre Familie zusammen, gibt ihr eine Mitte, macht das Familienleben schöner und festlicher, weil Gott dabei ist und seine Nähe im Gebet erlebt wird.

Welch ein Segen könnte dadurch auf unsere Familien herabkommen, auf Eltern und Kinder! Das wäre ein Segen für unser ganzes Volk.

Ein weiteres Anliegen des Papstes war die Zusammengehörigkeit von Evangelium und Weltgestaltung. Bei der hl. Messe in München-Riem sagte er: „Das Soziale und das Evangelium sind einfach nicht zu trennen.“ Und „Mit dem Thema Gott ist das soziale Thema, unsere Verantwortung füreinander, für die Herrschaft von Gerechtigkeit und Liebe in der Welt verbunden.“

Gerechtigkeit und Liebe, das sind die Maßstäbe, auf die alles ankommt. Das Soziale wird in dem Maß vorankommen, in dem wir der Gerechtigkeit und Liebe unsere Herzen öffnen. Auch der wirtschaftliche Erfolg ist in den Dienst der Gerechtigkeit und Liebe, in den Dienst am Menschen zu stellen.

Beim Abschied auf dem Flughafen griff der Papst dieses Thema nochmals auf. Er erinnerte an den 25. Jahrestag der Veröffentlichung der Enzyklika „Laborem exercens“, der großen Sozialenzyklika seines Vorgängers Papst Johannes Pauls II. Papst Benedikt wies auf wichtige Grundintentionen dieser Sozialenzyklika hin. Es sind Orientierungen, die bis heute aktuell sind und, wie er ausdrücklich sagte, „prophetischen Wert“ haben. In der Sozialenzyklika werde die Arbeit als „fundamentale Dimension menschlicher Existenz auf Erden“ (Nr. 4) bezeichnet und gesagt, dass „die erste Grundlage für den Wert der Arbeit der Mensch selbst ist“ (Nr. 6). Die Arbeit ist ein Gut für den Menschen, weil er durch sie „auch sich selbst als Mensch verwirklicht, ja gewissermaßen ‚mehr Mensch wird‘“.

Seit Jahren ist in unserem Land die Arbeitslosigkeit das große soziale Problem. Begnügen wir uns nicht mit optimistischen Prognosen, es gehe ja jetzt wieder bergauf, weil die Konjunktur angesprungen ist und die Zahl der Arbeitslosen sich um einige Punkte abgesenkt hat. Es sind immer noch nach offizieller Statistik vier Millionen Menschen, die in unserem Land ohne Arbeit sind.

Die Aussagen des Papstes waren für mich Anstoß, in diesem Jahr meinen traditionellen vorweihnachtlichen Besuch den Menschen im zentralen Arbeitslosentreff unseres Erzbistums zu widmen und ihnen so die Solidarität der Kirche zu bekunden.

Wenn man arbeitslosen Menschen zuhört, bleiben bohrende Fragen zurück: Was geschieht menschlich mit denen, die nach mehr als hundert Bewerbungsschreiben und Vorstellungsgesprächen immer wieder die gleichen abweisenden Sätze zu hören bekommen, vor allem diese: „Sie sind zu alt!“ oder „Sie sind überqualifiziert!“ Ganz zu schweigen von jenen alleinerziehenden Müttern, die wegen ihrer besonderen Lebenssituation von vornherein kaum eine Chance bekommen. Muss es uns nicht bedrücken, wenn auch solche Menschen, deren Begabung und Ausbildung begrenzt ist, etwa weil sie behindert oder psychisch belastet sind, wie selbstverständlich „außen vor“ bleiben, wie es so drastisch heißt?

Besonders dramatisch und gefährlich ist die große Zahl arbeitsloser Jugendlicher. Tausende verlassen ohne Abschluss die Schule und sind so chancenlos für einen Ausbildungsplatz. Andere finden trotz eines ordentlichen Zeugnisses keine Lehrstelle oder nach der Lehre keinen Arbeitsplatz.

Wer den Lebensalltag von Arbeitslosen an sich heranlässt, der spürt auf einmal die Distanz, ja den Abgrund, der sich für diese Menschen zum normalen bürgerlichen Leben hin auftut.

Im Gefolge der materiellen Verarmung, die gemessen an den hiesigen Standards entsprechend empfunden wird, werden Demütigung und Vereinsamung spürbar. Das kann Aggressivität, Krankheit, nicht selten auch den Griff zur Flasche nach sich ziehen. Das bekommen dann leider oft auch die Kinder solcher betroffener Familien zu spüren.

Bei meinem Besuch im Münchner Arbeitslosentreff habe ich vor allem zugehört. Von den Frauen und Männern, die mir ihre Lebensgeschichte erzählten, konnte ich nicht den Eindruck gewinnen, dass sie sich eigentlich nur zu waschen oder zu rasieren bräuchten, um sofort wieder in eine Arbeit vermittelt werden zu können, wie unlängst ein Politiker meinte.

Bei jedem geht es um eine Lebensgeschichte, um Hoffnungen und Sehnsüchte, um Wünsche und Erwartungen an ein sinnvolles und gelingendes Leben, wie wir sie alle haben.

Wer in die Arbeitslosigkeit gerät, hat seine Arbeit verloren, aber nicht seine Würde.

Das Soziale und das Evangelium gehören zusammen. „Wenn wir alle von Gott her denken und leben, ... dann entsteht die wahre Geschwisterlichkeit“, dann werden Gerechtigkeit und Liebe die Ordnung dieser Welt bestimmen; dann wird jeder in Würde leben können.

Ich möchte ein weiteres Thema ansprechen, das nach der Regensburger Vorlesung des Papstes die Gemüter bewegt hat und noch heute bewegt. In seiner Vorlesung hat der Hl. Vater das Verhältnis von Glaube und Vernunft behandelt. Durch die Missdeutung eines Zitates kam es zu heftigen Protesten in mehreren islamischen Ländern. Doch die gelungene Reise des Papstes in die Türkei im vergangenen Monat hat den Dialog mit dem Islam auf höchster Ebene in Gang gebracht und uns aufgegeben als Aufgabe für die Zukunft.

Denn die Menschheit kann sich dem Dialog der Religionen und Kulturen nicht entziehen. Es geht um das weltweite friedliche Miteinander, das übrigens auch Voraussetzung ist, die Not der Armen zu beheben.

Christentum und Islam sind hier wegen ihrer Größenordnung in erster Linie gefordert. Wir spüren diese Notwendigkeit bei der Integration von Muslimen im eigenen Land. Doch das Problem ist weltweit.

Christentum und Islam bekennen sich beide zum Monotheismus. Sie verehren nur einen Gott. Doch der Unterschied zwischen Christentum und Islam ist tiefgreifend. Das beginnt schon beim Gottesbild, das nicht nur die Religion prägt, sondern auch die Lebenskultur.

Unser christlicher Glaube sagt uns, dass Gott uns in sein Innerstes schauen lässt. Er zeigt uns, dass er kein einsamer Gott ist; dass es in ihm Vater und Sohn gibt; beide sind in der Liebe, im Hl. Geist, so miteinander verbunden, dass sie keine drei Götter, sondern der eine Gott sind. Weiter zeigt uns unser Glaube, dass Gott aus sich heraus geht und mit uns Menschen eine Gemeinschaft eingeht. Der Sohn Gottes wird sogar Mensch, einer von uns.

Wie grundverschieden ist davon das Gottesbild des Islam. Allah ist allein, einsam, unzugänglich. Eine Menschwerdung Gottes, wie sie in der Mitte unseres christlichen Glaubens steht und eine Gemeinschaft mit uns Menschen sind völlig undenkbar.

Der Unterschied im Gottesbild findet seinen Niederschlag in der jeweiligen Kultur mit ihrer Rechtsordnung. Die Gegenüberstellung unseres Grundgesetzes, das auf Errungenschaften des christlichen Glaubens aufbaut, und der Scharia, dem Gesetz des Islam, macht dies deutlich.

Was wir in unserer abendländischen Kultur dem christlichen Glauben, insbesondere dem Glauben an die Menschwerdung des Sohnes Gottes, verdanken, hat Marcello Pera, kein Theologe, kein Kirchenmann, sondern liberaler Philosoph und Präsident des italienischen Senats so zusammengefasst:

„Es ist *wahr*, dass es unter den empfehlenswerten Errungenschaften kaum eine gibt, die nicht davon herrührt oder ausgeht: von der Botschaft, dass Gott Mensch geworden ist.

Es ist *wahr*, dass ohne diese Botschaft, die alle Menschen zu Ebenbildern Gottes gemacht hat, diese keine Würde hätten.

Es ist *wahr*, dass unsere Werte, Rechte und Pflichten von Gleichheit, Toleranz, Respekt, Solidarität und Mitleiden aus jenem Opfer Gottes erwachsen.

Es ist *wahr*, dass unser Verhalten gegenüber anderen, allen anderen, unabhängig von Status, Herkunft, Aussehen oder Kultur, von der christlichen Revolution abhängt.“

Diese Errungenschaften – es geht um unsere unantastbare Menschenwürde, um unsere Freiheit, um die Gleichheit aller Menschen, Toleranz, Solidarität, - diese Errungenschaften wollen wir nicht aufgeben, und schon gar nicht ihre Grundlage, unseren christlichen Glauben, dem wir das alles verdanken.

Trotz aller Unterschiede ist in unserer globalen Welt der Dialog der Kulturen und Religionen ohne Alternative.

Das heißt freilich nicht, dass man seine Position aufgibt. Im Gegenteil, wer einen echten Dialog führen will, braucht einen klaren Standpunkt. Sonst erntet er Verachtung. Toleranz wird heute gefordert, mit Recht. Das heißt aber nicht, die eigene Meinung aufzugeben, sondern den andern in seinem Anderssein zu respektieren. Doch scheint heute vielen die Kraft zu fehlen, diese Spannung auszuhalten. Wer Toleranz beansprucht, muss sie auch gewähren. Dazu gehören Kraft und Respekt, auf beiden Seiten und vor allem der gute Wille!

Es gibt zur Zeit pädagogisch gut gemeinte Versuche, nicht-christliche Kinder durch gemeinsames Beten im gemeinsamen Religionsunterricht mit christlichen Kindern zu

integrieren oder gar gemeinsame Gottesdienste zu feiern. Diese Versuche helfen nicht weiter. Denn die Kinder müssen zuerst in ihrer eigenen Religion beheimatet werden und darin Toleranz lernen. Diese Beheimatung, die sie für die Gestaltung ihres Lebens brauchen, finden sie nicht in einer Vermischung der Religionen, die notgedrungen nivelliert, sondern allein in der Vertiefung des eigenen Glaubens.

Liebe Schwestern und Brüder, lassen wir uns von einem verbreiteten Relativismus nicht anstecken, damit wir nicht Wanderdünen gleichen, die vom Wind unmerklich weitergetrieben werden, und dabei unsere christliche Identität verlieren, ohne es wahrzunehmen. Der feste unnachgiebige Glaube der Muslime ist eine positive Herausforderung an uns, in unserem christlichen Glauben nicht wankend zu werden oder uns irre machen zu lassen.

Halten wir fest an der Wahrheit, dass der Sohn Gottes Mensch geworden ist. Das ist weder Fundamentalismus noch Fanatismus, sondern dankbare Annahme der Wahrheit, die Gott uns geoffenbart hat. Halten wir fest an Gott, der Liebe ist, und in Jesus Christus zu uns gekommen ist, sein Zelt unter auf aufgeschlagen und uns sein menschliches Antlitz gezeigt hat.

Diesen Gott mit dem menschlichen Gesicht brauchen wir. Dieser Gott lehrt uns, glaubwürdig und menschlich miteinander umzugehen.

Auf seiner Reise in die Türkei hat uns Papst Benedikt gezeigt, wie man den Dialog führt: bescheiden und vornehm, klar und fest in der eigenen Lehre, ohne die geringste Spur von Fanatismus, stets glaubwürdig und offen.

Der Rückblick auf den Besuch des Hl. Vaters macht uns Mut und gibt uns Vertrauen, die Schwelle des neuen Jahres zuversichtlich zu überschreiten und uns den Aufgaben zu stellen, die uns das nächste Jahr bringt.

Wir beschließen gemeinsam vor Gott das Jahr 2006 und gehen miteinander in das Jahr 2007. Als Glaubende gehen wir unseren Weg nicht allein; denn wer glaubt, ist nie allein, vor allem deshalb nicht, weil der Herr immer bei uns ist und alle Wege mit uns geht.

Mit ihm taumeln wir nicht blind durch unser Leben; er zeigt uns den Weg, damit unser Leben gut und schön wird. Bei ihm spüren wir, dass er uns an der Hand nimmt und wir nie ins Leere fallen. Über alle Trümmerhaufen der Welt und unseres Lebens führt er uns in eine Zukunft, die uns in Gott unsere tiefste Erfüllung schenkt. In aller Not und scheinbaren Ausweglosigkeit sind wir gehalten und getragen von der heilenden Güte unseres Gottes.

Eine solche Zuversicht hat uns der Münchner Jesuitenpater Alfred Delp bezeugt und vorgelebt. Im neuen Jahr jährt sich sein Geburtstag zum 100. Mal. Am 2. Februar 1945 haben ihn die nationalsozialistischen Machthaber in Berlin-Plötzensee erhängt. Im Gestapogefängnis schrieb er im Angesicht des Todes mit gefesselten Händen: „Lasst uns dem Leben trauen, weil Gott es mit uns lebt!“

Liebe Schwestern und Brüder, mit solcher Zuversicht wollen wir in das neue Jahr gehen. Lasst uns dem Leben trauen, nicht weil die Konjunktur steigt, sondern weil Gott es mit uns lebt.

Amen.